

Kommentar:

Eine Diskussion zur Integration quantitativ-qualitativer Ergebnisse

Von Monika Jungbauer-Gans

Worin bestehen die in der Überschrift des Aufsatzes von Marlen Schulz und Michael Ruddat genannten »Gegensätze« zwischen qualitativen und quantitativen Methoden? Bettina Hollstein und Carsten Ullrich (2003) haben die häufig gebrauchten Differenzierungen zwischen den Methodologien geprüft und festgestellt, dass lediglich vier Merkmale konstitutiv für qualitative Forschung sind, die nicht auch mehr oder weniger häufig in Zusammenhang mit standardisierten, quantifizierenden Verfahren gebracht werden. Diese Merkmale sind Sinnverständhen als methodisch kontrolliertes Fremdverstehen, Kontextualität, Offenheit bei der Erhebung und für den Forschungsgegenstand sowie interpretative, offene Auswertung. Möchte man qualitative und quantitative Forschungsergebnisse integrieren, sollte man sich Gedanken darüber machen, welche Auswirkungen diese für qualitative Verfahren typischen Merkmale auf die Qualität und den Stellenwert der Forschungsergebnisse haben.

Wie werden die methodischen Probleme im Rahmen von qualitativen und quantitativen Verfahren gelöst, die sich hinter den vier grundlegenden Unterschieden verbergen? (1) Während in standardisierten Untersuchungen die Sinnadäquanz durch die Entwicklung des Erhebungsinstruments, die Konstruktion und statistische Prüfung der Reliabilität und Validität von Skalen herzustellen versucht wird, sammelt man im qualitativen Verfahren zunächst Texte (Bilder, Informationen...), deren Sinn anschließend dechiffriert, in Kategorien transformiert und schließlich abstrahiert wird, z.B. durch die Konstruktion von Typologien oder die Anwendung eines Kodierparadigmas, wie es die Grounded Theory vorschlägt und das die erarbeiteten Codes im Wesentlichen in einer Ursache-Wirkungslogik anordnet. (2) Die Kontextualität bei der Erhebung und insbesondere bei der Auswertung wird bei qualitativen Verfahren immer bezogen auf den Einzelfall hergestellt. In standardisierten Verfahren steht hingegen nicht der singuläre Einzelfall, sondern die gesamte Stichprobe im Analysefokus und die Komplexität der Realität wird theoriegeleitet abgebildet in multivariaten Analyseverfahren. (3) Das Kriterium der Offenheit spiegelt sich bei qualitativen Verfahren beispielsweise in den wenig strukturierten Fragen, die an das soziale Feld gestellt werden, und der Möglichkeit, Fragestellungen und Analysefokus auch im Lauf der Erhebung zu differenzieren und in ihren Richtungen zu verändern. In standardisierten Verfahren muss – zumindest prinzipiell – von vorneherein an alle zu erhebenden Details gedacht werden, da eine möglichst vollständige Datenmatrix Voraussetzung für die Anwendung der statistischen Verfahren ist. Die Erfahrung im konkreten Forschungsalltag zeigt jedoch, dass vielfältige und innovative Analysen mit vorhandenen Datensätzen (z.B. SOEP, ALLBUS, ESS ...) gemacht werden können, ohne dass die Primärforscher schon alle Fragestellungen antizipiert hatten. Sie zeigt auch, dass sich im Rahmen quantitativer Forschungen Fragestellungen ebenfalls verändern, wenn die Ergebnisse den ursprünglichen Erwartungen nicht entsprechen, die Datenquelle aber Weiterentwicklungen und die Prüfung neuer Hypothesen zulässt. (4) Die interpretative Auswertung qualitativer Daten erlaubt den Schluss, zumindest wenn sie sorgfältig, d.h. »reliable«, systematisch und mit dem Feld angemessener Kommunikationskompetenz durchgeführt wurde, dass die erarbeiteten Kodierungen die subjektiven Sinnzuschreibungen, die betrachteten sozialen Milieus oder das untersuchte soziale Handeln in adäquater Weise (»valide«) wiedergeben. Bei standardisierten Verfahren setzt die Interpretationsarbeit teilweise früher im Forschungsprozess ein – wenn Befragte oder Beobachter die gestellten Fragen oder zu beobachtenden Sachverhalte interpretieren und eine aus ihrer Sicht angemessene Einstufung in die angegebenen Antwortmöglichkeiten vornehmen – teilweise

aber auch später im Forschungsprozess –, wenn vorliegende Koeffizienten und Kennzahlen im Hinblick auf die Verhältnisse und Kausalzusammenhänge im sozialen Feld interpretiert werden sollen.

Prinzipiell ist zu konstatieren, dass sowohl qualitative, wie auch quantitative Sozialforschung ähnliche Grundfragen lösen müssen, dies aber auf unterschiedliche Art und Weise erreichen wollen. Beide verstehen sich als empirische Ansätze, d.h. Erfahrungen und daraus generiertes Wissen spielt eine zentrale Rolle. Diese Daten müssen durch Kommunikation mit den Forschungssubjekten oder die Beobachtung von Verhaltensspuren erhoben und für die weitere Analyse aufbereitet werden. In beiden muss die Vielzahl an empirischen Details klassifiziert (d.h. kodiert) und damit vergleichbar gemacht werden. Ziel der Auswertungen ist in der Regel die Abstraktion vom konkreten Einzelfall durch die Verallgemeinerung der untersuchten Inhalte, die dann im Fall qualitativer Forschung die Gestalt von Typologien, dichten Beschreibungen von sozialen Milieus oder latenter Strukturen annehmen, in der standardisierten Forschung als Kennwerte mehr oder weniger komplexe Muster beschreiben oder als Korrelations- und Regressionskoeffizienten bzw. Parameter Zusammenhänge oder Prozesse quantifizierend beschreiben.

Dass quantitative und qualitative Methodologie und die damit erarbeiteten Forschungsergebnisse oft unverbunden nebeneinander stehen, ist für Marlen Schulz und Michael Ruddat Anlass, für eine Integration mittels Metaanalysen zu plädieren. Das Ansinnen, eine gangbare Brücke zwischen qualitativen und quantitativen Verfahren zu schlagen, ist sehr zu begrüßen, zumal eine in der Forschungspraxis umsetzbare Methodologie von großem Gewinn wäre.

Wie Metaanalysen, die beispielsweise in der klinischen Forschung verwendet werden, anhand von statistischen Verfahren funktionieren, leitet sich recht unmittelbar aus der Logik derselben ab. Doch das ist nicht das Verfahren, das Schulz und Ruddat vorschlagen, selbst wenn sie den Begriff »gemeinsame Analyse unter quantitativer Logik« verwenden. Vielmehr wollen sie eine »skalierende Strukturierung« nach Mayring (2003) durchführen, die das Material auf einer Ordinalskala einschätzt. Quantifizierend daran ist, dass den Ergebnissen Zahlen zugewiesen werden. Als zusammenfassende Analyseverfahren werden dann univariante Häufigkeitsauszählungen und eine Schätzung der Varianz der Ergebnisse der zugrunde liegenden Studien möglich. Als qualitatives Metaanalyse-Verfahren schlagen sie die Methode der inhaltlichen Strukturierung nach Mayring (2003) vor, die themenrelevante Bestandteile der qualitativen und der quantitativen Studien extrahiert und systematisch zusammenfasst. Dass das zu analysierende Textmaterial nicht Primärtexte sind, sondern Forschungsberichte, wird dabei leider nicht problematisiert. Der Geltungsanspruch der mit einer derartigen Metaanalyse erzielten Ergebnisse kann nur sehr indirekt auf das ursprünglich untersuchte soziale Feld zurückbezogen werden. Es stellt eher eine inhaltliche Analyse des wissenschaftlichen Diskurses zu der fraglichen Thematik dar.

Im zusammenfassenden Abschnitt stellen Schulz und Ruddat einen Entscheidungsbaum vor, der herleiten soll, ob man sich bei einer gemeinsamen Metaanalyse eher der quantitativen (Vorschlag 2) oder der qualitativen Logik (Vorschlag 3) bedienen sollte oder ob nach vorheriger getrennter Analyse quantitativer und qualitativer Befunde eine anschließende gemeinsame Interpretation (Vorschlag 1) vorgenommen werden sollte. Kriterien für die Entscheidung für die Vorgehensweise bei der Metaanalyse ist die Gesamtzahl der zu integrierenden Studien, das Verhältnis der Zahl qualitativer und quantitativer Studien und die Art der Fragestellung (ob eine »zweidimensionale, kausal ausgerichtete, geschlossene Fragestellung« oder eine »mehrdimensionale, komplexe, offene Fragestellung« vorliegt). Dieser Entscheidungsbaum weist einige gravierende logische Mängel auf. Ob unter der Bedingung, dass gleich viele qualitative und quantitative Studien einbezogen werden, eine geringe oder eine große Zahl von Studien vorliegt, hat keine Auswirkungen auf die vorgeschlagenen Ver-

fahren, sie sind identisch. In vier von zwölf Konstellationen kann eine Wahl zwischen einer gemeinsamen Analyse unter quantitativer Logik oder unter qualitativer Logik getroffen werden. Wenn das egal ist, wozu dient dann dieser Entscheidungsbaum? Vielleicht hat die Anordnung der Vorschläge »2 oder 3« bzw. »3 oder 2« eine tiefere Bewandtnis dergestalt, dass zwei der drei Bedingungen für den einen oder den anderen Vorschlag sprechen? Sollte dies der Fall sein, dann hätte man die Reihungen im dritten und fünften Fall der zwölf Konstellationen genau umgekehrt notieren müssen. Und eine weitere Ungereimtheit steckt in der Tabelle: Von der Logik der Anordnung her läge der Fall, dass gleich viele qualitative und quantitative Studien einbezogen werden sollen, zwischen dem Fall, dass qualitative, und dem Fall, dass quantitative Studien überwiegen. Trotzdem wird für ein zahlenmäßiges Gleichgewicht beider Studienarten ein grundlegend anderes Verfahren vorgeschlagen, nämlich die getrennte Analyse mit anschließender gemeinsamer Interpretation, während die grundlegend divergenten Varianten (mehr qualitative oder mehr quantitative Studien) mit im Prinzip gleichartigen Verfahren bedacht werden. Zu allem Überfluss hat man im Fall des Gleichgewichts aber auch die Wahl, eine gemeinsame Analyse (je nach Konstellation qualitativer oder quantitativer Art) durchzuführen.

Wenn man über die Integration qualitativer und quantitativer Verfahren nachdenkt, sollte nicht nur die Metaebene, sondern vor allem die einzelne Studie in den Blick genommen werden. Sinnvoll wäre es, sich »best practice«-Beispiele vorzunehmen und zu analysieren, wie hierbei qualitative und quantitative Methoden verzahnt werden, um triangulativ zu einem Resümee zu kommen. Wenn verschiedene Vorgehensweisen der Verzahnung gefunden sind, können diese systematisiert und im Sinne einer weiteren Dimension von Designentscheidung in den Kanon der methodologischen Diskussionen aufgenommen werden. Unsystematisch zusammengestellte Beispiele dafür sind: die Entwicklung von Skalen und Frage-Items aufgrund vorgesetzter explorativer Studie mit offener Fragetechnik, die Überprüfung von Resultaten statistischer Schätzverfahren mit Hilfe von Experteninterviews, die die jeweilige subjektive Perspektive von Akteuren im untersuchten Themenfeld analysieren (z.B. Xiao / Tsui 2007 mit einer Studie über die Karriereeffekte von ›structural holes‹ in den egozentrierten Netzwerken von Beschäftigten in chinesischen IT-Firmen unter der Bedingung einer kollektivistischen Kultur), oder die Kombination von lexikometrischer Analyse (Frequenzanalyse, Kookkurrenzen) und Untersuchung narrativer Muster mit Methoden der Diskursanalyse (z.B. Glasze 2007 zur diskursiven Konstitution der Frankophonie).

Neue Möglichkeiten bieten auch Weiterentwicklungen der Analyseverfahren und der Einsatz von Computerprogrammen für qualitative Analysen (z.B. Kuckartz 2006), die die Grenze zwischen qualitativen und quantitativen Verfahren zunehmend verschwimmen lassen. Ein solches Analyseverfahren ist die ›Qualitative Comparative Analysis‹ (Ragin 1987). Sie ist geeignet, ein zu erklärendes Phänomen als Ergebnis verschiedener Kombinationen von Merkmalsbedingungen zu modellieren (Schneider 2006). Dabei kann einerseits eine kausale Analyselogik über das Vorliegen notwendiger oder hinreichender Bedingungen, wie sie für die quantitative Analyse typisch ist, und andererseits eine kleine Fallzahl, ein niedriges Messniveau der Daten und das Vorhandensein von fallbasiertem Wissen, wie sie für qualitative Verfahren typisch sind, im Analyseprozess berücksichtigt werden. Ein weiteres Verfahren ist die Bayesianische Datenanalyse (Broscheid 2006), die subjektive Wahrscheinlichkeitseinschätzungen verwendet und auch für kleine Fallzahlen einsetzbar ist.

Zusammenfassend ist zu konstatieren, dass der Weg der Metaanalyse zumindest in der vorgeschlagenen Weise wahrscheinlich nicht zum Ziel führen wird, qualitative und quantitative Ansätze stärker zu integrieren. Vielmehr soll hier dafür plädiert werden, auf der Ebene der einzelnen Studie ein stärkeres Gewicht auf die Integration von qualitativen und quantitativen Methoden zu legen. In methodologischer Sicht gibt es noch einige Aufgaben, deren Lösung eine Integration erleichtern wird. Positiv hervorzuheben ist jedoch, dass die Autoren

einen weiteren Anstoß gegeben haben, über mögliche Lösungen zur Überwindung der vermeintlichen (?) Kluft zwischen qualitativen und quantitativen Verfahren nachzudenken.

Literatur

- Broscheid, A. (2006): Bayesianische Datenanalyse, in: J. Behnke / T. Gschwend / D. Schindler / K.-U. Schnapp (Hrsg.), Methoden der Politikwissenschaft. Neuere qualitative und quantitative Analyseverfahren, Baden-Baden, S. 47-58.
- Glasze , G. (2007): Vorschläge zur Operationalisierung der Diskurstheorie von Laclau und Mouffe in einer Triangulation von lexikometrischen und interpretativen Methoden, in: Forum Qualitative Sozialforschung 8, Mai 2007, abgerufen am 02.06.2008 unter <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-07/07-2-14-d.htm>.
- Hollstein, B. / U. Carstens (2003): Einheit trotz Vielfalt? Zum konstitutiven Kern qualitativer Sozialforschung, in: Soziologie 32, S. 29-43.
- Kuckartz, U. (2006) Computergestützte qualitative Inhaltsanalyse, in: J. Behnke / T. Gschwend / D. Schindler / K.-U. Schnapp (Hrsg.), Methoden der Politikwissenschaft. Neuere qualitative und quantitative Analyseverfahren, Baden-Baden, S. 81-92.
- Mayring, P. (2003) Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken, 8. Aufl., erstmals 1983, Weinheim–Basel.
- Schneider, C. Q. (2006): Qualitative Comparative Analysis and Fuzzy Sets, in: J. Behnke / T. Gschwend / D. Schindler / K.-U. Schnapp (Hrsg.), Methoden der Politikwissenschaft. Neuere qualitative und quantitative Analyseverfahren, Baden-Baden, S. 273-286.
- Ragin, C. C. (1987): The Comparative Method. Moving Behind Qualitative and Quantitative Strategies, Berkeley–Los Angeles.
- Xiao, Z. / A. S. Tsui (2007): When Brokers May Not Work: The Cultural Contingency of Social Capital in Chinese High-Tech Firms, in: Administrative Science Quarterly 52, S. 1-31.

Prof. Dr. Monika Jungbauer-Gans
 Christian-Albrechts-Universität Kiel
 Institut für Sozialwissenschaften
 Westring 400
 24098 Kiel
jungbauer-gans@soziologie.uni-kiel.de